

Abschied nehmen ist Teil der Kultur

Der Verstorbene war Kapitän zur See und liebte auch nach seinem Ruhestand Seereisen. Als am Ende der christlichen Trauerfeier in der kleinen Trauerhalle Rod Stewarts Hymne an die Liebe und das Meer, „I am sailing“, erklingt, treibt es auch dem nüchternsten Trauergast die Tränen in die Augen. Musik, die Verstorbene sich zu ihren Lebzeiten noch selbst ausgesucht haben – vom Schlager über Rockmusik bis zu Volksliedern –, gehören heute schon zu vielen Beerdigungen dazu. Manch ein Biker wird auch auf einem Transporter zwischen zwei Motorrädern zur Bestattung gefahren, Seebestattungen gibt es schon lange. Die Pressung der Asche zu einem Diamanten, den der oder die hinterbliebenen Liebsten tragen können, kommt eher selten vor. Dafür findet sich immer öfter in Traueranzeigen die Bitte, von Trauerkleidung abzusehen, sich bei einem „Fest unter Freunden“ vom Toten zu verabschieden. Oder man lässt sich im Wald bestatten.

Eigene Ideen für den letzten Weg

Wenn Menschen eigene Ideen für den letzten Weg entwickelten, war es lange Zeit schwierig, diese auch umzusetzen. Doch zunehmend fanden und finden sich Menschen bereit, innovative Formen des Abschieds von Verstorbenen und der Bestattung anzubieten. Einer der Pioniere auf diesem Gebiet war der Bestatter Fritz Roth aus Bergisch-Gladbach, der mit seinem „Haus der menschlichen Begleitung“ und der „Villa Trauerbunt“ Maßstäbe setzte. Er ermutigte Menschen jeden Alters dazu, symbolisch ihren „Koffer für die letzte Reise“ zu packen. Sein Projekt „101 Koffer“ machte als Ausstellung 2009 auch in Frankfurt Station und bewegte viele Menschen. Mancher, der sich darauf eingelassen hatte, einen Koffer zu packen, schien zuversichtlich in eine lebendige Zukunft zu blicken, wie etwa derjenige, der CDs mit seiner Lieblings-



Letzte Ruhe auf dem Friedhof und Grabpflege durch Verwandte ist nicht mehr die Regel.

Fotos: (2) Oeser

musik einpackte. Andere dagegen blickten dankbar, nachdenklich, ja philosophisch, zurück auf das Leben. So etwa ein Metzgermeister, der in seinem Koffer lediglich einen Zettel platziert hatte, auf dem das Wort „Liebe“ stand.

In Frankfurt bot das Bestattungshaus Kistner und Scheidler als eines der ersten besondere Formen des Abschieds an, stellt einen Abschiedsraum zur Verfügung, in dem Menschen noch einmal mit ihren Verstorbenen zusammen sein können. Daneben finden in den Räumen des Bestattungsinstituts Veranstaltungen statt, die von Filmen zum Thema Trauer und Tod über informative Vorträge etwa zur Vorsorge im Alter bis hin zu kulturellen Angeboten reichen.

Neue Formen der Bestattung sind erlaubt

Die Bestattung und die Gestaltung des Grabes folgen heute nicht mehr ausschließlich dem Ritual mit Aussegnung, christlicher Feier in der Trauerhalle und Beerdigung in einem Grab auf dem Friedhof. Dem tragen längst auch die immerhin 36 Friedhöfe in Frankfurt Rechnung. „Wir möchten auf möglichst vielen Friedhöfen möglichst unterschiedliche Be-

stattungsformen anbieten“, sagt Thomas Linne, Abteilungsleiter in der Verwaltung der Frankfurter Friedhöfe. Wenn er beschreibt, was die Friedhofsverwaltung an unterschiedlichen Möglichkeiten anbietet, bekommt man einen Eindruck davon, wie sehr sich die Bestattungskultur gewandelt hat.

Neben dem Reihengrab, das nach 20 Jahren unwiderruflich abgeräumt wird, und dem Wahlgrab mit Verlängerungsmöglichkeit nach 25 Jahren, gibt es noch Urnenreihengräber, Urnenkompaktanlagen, Rasengrabstätten und Gräberfelder für anonyme Bestattungen zu unterschiedlich hohen Kosten. Die anonyme Bestattung, in den vergangenen Jahren noch stark nachgefragt, ist inzwischen rückläufig. Ob dies ausschließlich an der ohnehin rückläufigen Zahl von Bestattungen in Frankfurt liegt, oder ob der Trend zur individuellen Bestattung dafür verantwortlich ist, weiß Linne nicht zu sagen.

Jedenfalls lege die Stadt Wert darauf, dass die anonyme Bestattung nicht die billigste Form der Bestattung ist. „Wir wollen nicht, dass Menschen auf einen festen Erinnerungsort für sich oder ihre Toten ver-

zichten müssen, um Geld zu sparen“, sagt Linne. Die evangelische Pröpstin Gabriele Scherle begrüßt diese Haltung. Viele Menschen bräuchten ein Grab als Platz für ihre Erinnerungen, sagt sie. Die Argumentation, man wolle den Hinterbliebenen nicht mit der Grabpflege zur Last fallen, dürfe nicht dazu führen, dass die Erinnerung an einen Menschen ganz ausgelöscht werde. Scherle sieht dies als Herausforderung an die ganze Gesellschaft. „Welchen Dienst sind wir noch bereit, an denen zu tun, von denen wir keine Gegenleistung mehr zu erwarten haben?“, fragt sie. Die Pfarrerin respektiert den Wunsch nach einer Bestattung im Wald. Aber die Gesellschaft müsse sich auch fragen lassen, wie sie sich an ihre Toten erinnere. Friedhöfe seien nämlich auch öffentliche Orte der Erinnerung einer Stadt und damit schützenswert.

Mit der evangelischen Bestattungskultur in der Großstadt hatte sich vor einigen Jahren bereits Wolfgang Löbermann befasst. Auch er hatte einerseits den Trend zu kostengünstigen und pflegeleichten Bestattungen, andererseits zu aufwändiger und individueller Gestaltung ausgemacht. Als evangelischer Pfarrer plädierte er dafür, dass die Kirchen diese Aufgaben nicht den Bestattern überlassen und sich selbst lediglich auf „technisch Ausführende“ reduzieren lassen sollten. Ein evangelisches Trauerzentrum könnte da nach seiner Ansicht eine wichtige Ergänzung sein.

Baumbestattung in Frankfurt möglich

Die städtischen Friedhöfe tragen inzwischen auch dem Trend zur letzten Ruhestätte im Wald Rechnung: Niemand muss mehr weit außerhalb von Frankfurt nach einem solchen Platz suchen. Auf den Friedhöfen Westhausen und Heiligenstock gibt es im jeweiligen Trauerhain die Möglichkeit, sich unmittelbar in der Nähe eines Baumes bestatten zu lassen. Und noch in diesem Jahr soll im Oberräder Wald die Baumbestattung möglich werden.



Blumen auf dem Grab – bei anonymer Bestattung nicht möglich.

Gestaltungsvorschriften für Gräber wurden übrigens schon 2010 gelockert. Außer den Vorgaben, die der Sicherheit geschuldet sind, sind den Wünschen der Menschen kaum Grenzen gesetzt. Was manch einem kitschig erscheinen mag, dem anderen vielleicht unangemessen, hat dennoch seinen Platz als individuelle Form der Trauer oder Erinnerung.

Dass das städtische Krematorium zum Jahresbeginn seinen Betrieb eingestellt hat, ist vielen Bürgern ebenso ein Ärgernis wie die Erhöhung der Friedhofsgebühren. In einem Brief an Oberbürgermeister Peter Feldmann hatte sich Pröpstin Scherle im Dezember vergangenen Jahres besorgt darüber geäußert, dass die Erhöhung der Friedhofsgebühren immer mehr Menschen vor die Frage stelle, ob sie sich eine Bestattung noch leisten könnten. Sie schlug daher vor, zu prüfen, ob die Friedhöfe, die tatsächlich für viele Menschen auch ein Ort der Ruhe und Regeneration geworden seien, nicht als Parkanlagen betrachtet und damit die Kosten umgeschichtet werden könnten. Bisher ist es so, dass die Friedhöfe ihre Aufgaben ausschließlich aus den Gebühren finanzieren, ihr grünpolitischer Wert allerdings auch eine Förderung aus Steuermitteln erfährt.

Das Krematorium war geschlossen worden, weil Öfen und Bausubstanz marode waren und die Einrichtung nicht mehr wirtschaftlich zu betreiben war (siehe Beitrag Seite 21). Seitdem müssen die Bestatter für die Kremation auf Einrichtungen im Umland ausweichen, etwa in Obertshausen, Hanau oder Offenbach.

Reisen zur Trauerbewältigung

Nach der Bestattung, wie individuell und anrührend auch immer sie sein mag, bleibt den Hinterbliebenen erst einmal die Trauer. Trauergruppen, etwa in Kirchengemeinden, kümmern sich um die Menschen, die Begleitung und einen Austausch mit anderen suchen, die Gleiches erlebt haben. Ein Weg zur Trauerbewältigung kann auch das Reisen sein. Die Evangelischen Frauen in Hessen und Nassau zum Beispiel haben in ihrem jährlichen Programm meist auch eine Reise, die Frauen helfen soll, mit Trauer weiterzuleben. Selbst professionelle Reiseveranstalter bieten an, bei einer „Reise ins Leben“ nach einem Trauerfall zu begleiten. In Zusammenarbeit mit der Trauerakademie Fritz Roth legt der Reiseveranstalter TUI solche Reisen nach Teneriffa, Madeira und ins Allgäu auf. „Es ist eine Nische in der Nische“, räumt Pressesprecherin Susanne Stünckel ein.

Bei den „Reisen ins Leben“ handle es sich um Angebote, die in der Regel nicht übers Reisebüro gebucht würden. Vielmehr seien hier Trauerbegleiter, Hospize und einige wenige Bestatter Partner, über die das Angebot bekannt gemacht werde. Immer stünden zwei Trauerbegleiter neben der Reiseleitung für Einzel- und Gruppengespräche zur Verfügung, und „die Resonanz ist großartig“, so Stünckel. Das Angebot zu etablieren, brauche weit länger als ursprünglich gedacht, sagt sie. Doch wenn etwa vier Frauen, die an einer der Reisen teilgenommen haben, anschließend gemeinsam noch einmal verreisen, dann ist ihrer Ansicht nach das Ziel erreicht, nämlich „die Reise ins Leben“.

Lieselotte Wendt